Haus und Welt

Unsichtbare Geigen

Wer sie jemals singen hörte,
Süße unsichtbare Geigen,
Fern herab von stolzen Höhen —
Trägt nicht mehr ein dumpfes Schweigen.

Immer immer muß er lauschen
Auf die wunderbaren Stimmen,
Auf den Rhythmus ew'ger Lieder
Die im Himmelsraume schwimmen.

Ach — nur manchmal schlagen arme
Menschen an die Göttersaiten,
Und dann sterben ihre Seelen
Ab für alle Irdischkeiten.

Frühlingswunder

Wie ein grüner Schnee war es über Nacht in das braune Gezweig der Bäume und Sträucher gefallen. Am Morgen lugten junggrüne Blättchen an dunklen Stämmen hervor, und die Spatzen lärmten lästerlich in dem Wundergeschehen des Frühlings, als müsse ihr freches Schilpen und Schimpfen die Begleit-Musik machen zu dem köstlich-neuen Mysterium des Werdens.

Nicht nur, daß auf einmal linde Lüfte wehten und die Sonnenstrahlen zärtlicher lockten und streichelten, auch sonst lag der Hauch neuwerdenden Seins allüberall in der Welt.

Nicht einmal den Privatgelehrten Herrn Heinrich Stillberger verschonte das seltsame Etwas des Frühjahres. Da hatte er nun den ganzen schönen Winter in seinen Büchern vergraben zugebracht und sich so recht hineingewühlt in die Einsamkeit seiner Arbeit und die heimliche Wollust des Schaffens. Sorgfältig unter Verschluß lag am Geheimfach seines Schreibtisches das Ergebnis mehrjähriger Forschungsarbeit, das Manuskript eines dicken Buches. Vor einer Woche schon hatte er den letzten Strich an dieser Arbeit getan; dann hatte er noch zwei Nachmittage lang im Nebenzimmer die Schreibmaschine geplappert; in unablässigem harten Tropfenfall waren seine Gedanken aus dem eng und kraus beschriebenen Konzept auf die feierlich weißen Kanzleibogen der Reinschrift übertragen worden. Jetzt aber war es im Nebenzimmer still geworden. Ganz still, nachdem über ein Jahr lang fast jeden Nachmittag das harte Klopflied der Maschine erklungen.

Als melodisches Lied hatte Herr Privatgelehrter Heinrich Stillberger ursprünglich das emsige Hämmern der Maschine nicht empfunden. Aber, es geht im Leben seltsam genug zu. Aus dem unangenehmen, störenden Geräusch war im Laufe der Wochen und Monate eine gar erwünschte Begleitung fleißiger Arbeit .... Aus dem Unterbewußtsein stieg es wie Wohlbehagen und Geborgensein herauf, wenn nebenan die harten Tasten fielen. Und jetzt fehlte auf einmal irgendetwas zur Nervenruhe des Einsamen.

Heinrich Stillberger dachte gerade wieder daran. Im heimlichen Herzen verwundert, ging er ans Fenster und schaute in das werdende neue Leben der Natur hinaus. War es die frohe Geschäftigkeit des Spatzenschwarmes, die ihn bedrückte? Oder empfand er es belastend, daß er augenblicklich ohne besondere Aufgabe und Ziel war? Er hatte doch eigentlich ein paar Wochen Ferien verdient. Und in zwei Monaten würde er ja die große Studienreise antreten, für die ihm jetzt das Ministerium die Mittel stellte, damit er wichtige geographische Forschungen beende.

Ja, es war wirklich bedrückend still in seiner Junggesellenwohnung. Heinrich Stillberger schlenderte ins Nebenzimmer. Leer...! Weit über ein Jahr lang hatte dort jeden Nachmittag Fräulein Maria Klingwort entweder an dem sauber gehaltenen Schreibtisch gesessen oder vor der Schreibmaschine. Heinrich Stillberger empfand die Leere fast schmerzhaft. Er klappte halb spielerisch den Deckel der Schreibmaschine auf. Aber fremd und starrten ihn die weißen Tasten mit den schwarzen Schriftzeichen engegen, wie die klugen Augen eines leidenschaftslosen fleißigen Menschen. Deckel darüber!

Heinrich Stillberger setzte sich an den Schreibtisch seiner Sekretärin, die er nicht mehr brauchte und die nun nicht mehr kommen werde. Sekretärin? Seine Gedanken blieben an diesem Wort hängen. Sekretärin konnte er eigentlich Fräulein Klingwort nicht nennen. Es war mehr das Verhältnis eines Mitarbeiters gewesen, das ihm mit dem jungen Mädchen verbunden. Es war ihm ja erst einigermaßen peinlich gewesen, daß sich auf Inserat „Junge Dame für Schreibmaschinenarbeiten für halbe Tage gesucht..." gerade die Tochter des verstorbenen Professors Klingwort gemeldet. Aber Fräulein Maria war ihm bald eine unentbehrliche Hilfe geworden.

Heinrich Stillberger steckte sich eine Zigarre an.. Die Unsicherheit seines Herzens, das Gefühl des vereinsamten Alleinseins wurde sehr viel stärker, als er jemals empfunden. Die lockende Sonne, das keusche Junggrün der Bäume klangen zu einer leichten Erregungswirkung zusammen, die ihn bedrückte und beglückte.

Auf einmal dachte er nur noch an Maria Klingwort. Wie dankbar er ihr sein müsse für ihre kluge Mitarbeit! Wie ihre schmalen Finger so geschickt über die Tasten der Schreibmaschine eilten, scheinbar in graziösem Spiel froher Laune. Und manchmal hatte in ihrem dunklen Haar das Licht des Tages oder der Lampe gelegen, als sei köstlicher Goldstaub darüber gestäubt! Ihr feines, edelgeschnittenes Profil zu betrachten, war ihm vielmals Erholung mitten in strenger Denkarbeit gewesen. Jetzt erst war es ihm bewußt, daß Maria Klingwort ein schönes Mädchen sei. Heinrich Stillberger fuhr empor: „Hallo, alter Junge, was sind das für Gedankensprünge? Dir liegt wohl der Frühling in den Knochen! Du bist wohl gar verliebt!"

Da wußte Heinrich Stillberger, warum die Einsamkeit seiner Studierstube ihn gar so seltsam bedrückte; warum das harte Tacken der Schreibmaschine seinem Ohr allmählich frohe Musik am Werk geworden. Und er erschrak. Halb zornig über sich und doch wieder innerlich froh bewegt, sprang Heinrich Stillberger auf. Und wieder grüßte ihn das Junggrün am Fenster, das wie grüner Schnee im Gezweig hing; und wieder durchblutete ihn lenzliche Lebenslust.

Aber, das wäre doch eine Torheit, an Maria Klingwort in Liebe zu denken. Wie konnte er als Vierzigjähriger eine so junge, schöne Frau erstreben. Seine Unkenntnis des Lebens bedrückte ihm. Da läutete die Flurglocke. Er hörte, wie seine Haushälterin öffnete.

Da stand die Ersehnte vor ihm. Rank und schlank, eine feine Röte im Gesicht. Als ob ein Wunder mit ihm vorgehe, durchflutete es Heinrich Stillberger, daß er sich Gewalt antun mußte, seine seelische Erregung zu meistern.

„Herr Doktor, ich komme, um Abschied zu nehmen," plauderte frisch und sicher Fräulein Klingwort. „Sie ziehen nun ja bald hinaus zu den Fidschiinsulanern oder ähnlichen besseren Völkerschaften. Und ich; nun ich habe mir eine neue Stellung gesucht und werde demnächst die Bebauer unseres heimischen Bodens mit meinen Künsten versehen. Ich habe eine Stellung als Gutssekretärin angenommen."

„Aber, aber..." stammelte der Doktor ganz ratlos.

„Ja, Herr Doktor, Sie sind erstaunt, daß ich aus der Geographie nunmehr in die angewandte Zoologie und Botanik übersiedele. Aber, Sie wissen ja, ich muß mithelfen, für Mutter und mich den Lebensunterhalt zu verdienen."

„Aber, aber..." stammelte Stillberger nochmals, „das ist doch auf die Dauer nichts. Ich dachte, ich dachte," und nun überflutete eine Welle von Verlegenheit sein Gesicht, „ich dachte, sie würden lieber heiraten, gnädiges Fräulein."

Maria Klingwort erschrak sichtlich. „Lassen wir das bitte Herr Doktor." Sie stand auf und reichte ihm die Hand.

„Auf eine glückliche Weltreise, Herr Doktor. Und, und ich danke Ihnen." Gepreßt und traurig fielen diese Worte.

„Aber, verehrtes Fräulein, warum danken Sie mir? Wofür danken Sie mir? Ich weiß nicht...“

Da sagte das junge Mädchen still und leise: „Für die gemeinsame Arbeit. — Leben Sie wohl. Nun muß ich gehn.“

Ein lichtes Frühlingswunder war geschehen; die Spatzen schilpten keck im Baum, die Sonne funkelte und lockte, das junge Blattgrün flüsterte von Frühling und neuem Werden. All das zusammengenommen tönte auf einmal wie eine Harmonie der Seligkeiten stark und voller lebendiger Kraft, daß Heinrich Stillberger im Rausch stolzer Lebenslust die Entscheidung seines Lebens fand und den Saitenklang des gleichgestimmten Herzens in des jungen Weibes Abschiedsworten erspürte.

„Nein, Du darfst nicht gehen, Maria! Willst Du immer bei mir bleiben, immer mit mir gehn, sprich, denn ich liebe Dich, liebe... Sie!“

Schon wollte wieder Befangenheit über ihn fallen. Maria Klingwort stand stumm mit zuckenden Lippen. Tiefe Erregung bebte in ihrem Antlitz.

„Du liebst mich... O, mein Gott, jetzt weiß ich, warum ich so traurig war.“

„Weil auch Du mich liebst,“ jubelte der Doktor, indem er Maria in seine Arme nahm.

Sie nickte heftig, Glückstränen in den Augen.

Und es war, als ob der Frühling doppelt laut und jubelnd das junge Mädchenglück im Zimmer begrüßen wolle. So köstlich sprühte die Sonne auf und so berauschte Lebenslust, zwitscherten die losen Spatzen im Geäst des junggrünen Baumes.

Durch das Fenster

„Wenn Sie in die Straße Saint Hephrin einbiegen, drei Häuser von der Kirche, an der rechten Seite, da sehen Sie das Bildnis hängen.“ Herr Durand seufzte. Mit zitternden Händen nahm er seine Brille ab, putzte die Gläser mit einem großen buntgewürfelten Taschentuch, setzte sie wieder umständlich auf seine fleischige Nase und blickte mich forschend an.

„Verstehen Sie — Sie müssen mir versprechen, daß Sie wirklich morgen dahin gehen, an dem Haus vorbei, das dritte von der Kirche, und in das letzte Fenster des untersten Stockwertes hineinsehen werden.“

Da ich scheinbar dem alten Herrn einen Dienst erweisen konnte, willigte ich ein — vielleicht aber tat ich es auch darum, weil er mir dann eine interessante Geschichte erzählen wollte.

Am nächsten Tage fand ich die Straße Saint Hephyrin, eine alte öde Straße.

Ich ging an der Kirche vorbei: erstes, zweites, drittes Haus — letztes Fenster im untersten Stock.

Nein, ich sah durchaus kein Bild. Ich wußte meine neugierigen Augen bald abwenden, denn im Halbdunkel, dicht an der Wand, mit dem Blick nach dem Fenster gerichtet, saß eine junge Dame, deren Augen mich geradezu verwundert und fragend anblickten. Unwillkürlich griff ich nach dem Hut, besann mich aber. Welches Recht hatte ich, eine unbekannte Dame zu grüßen.

Ich eilte vorbei, ging auf die andere Seite und wieder zurück. Wieder suchten meine Augen das letzte Fenster des untersten Stockwerks. Ja, saß die junge Dame nicht immer noch da, suchte ihr Blick nicht den meinen? — Als aber dann ein Sonnenstrahl das Fenster erreichte, wurde die Gardine vorgezogen.

Herr Durand erwartete mich voller Spannung. Als ich zu ihm ins Zimmer trat, sah er mich fragend an.

„Setzen Sie sich“, bat er und zeigte auf einen Stuhl, der gerade dem Lehnstuhl gegenüberstand, indem er selbst saß mit einer Decke über Beinen und Füßen, die das Zipperlein plagte.

„Erzählen Sie! — Sahen Sie?“ — fragte er begierig.

„Nein!“ erwiderte ich.

Herr Durands Mund war weit geöffnet, seine Augen waren starr; er neigte sich weiter zu mir hinüber, um besser hören zu können.

„Erzählen Sie doch nur, mon cher!“ schrie er fast.

„Lieber Herr Durand“, sagte ich — „ich sah wirklich kein Bildnis, sondern eine junge Dame, die meine indiskreten Blicke sicher recht unangenehm berührt haben müssen.“

„Sehen Sie, sehen Sie!“ — schrie Herr Durand und warf sich mit unheimlichem Gelächter ins Kissen zurück.

Im Hause lief das Gerücht um, daß Herr Durand verrückt sei. Daß er ein Sonderling war, darüber gab es auch bei mir keinen Zweifel, aber jetzt glaubte ich wirklich, einen Geisteskranken vor mir zu haben. Ich setze mich wieder auf meinen Stuhl, von dem ich mich soeben erhoben hatte, denn ich fühlte mich wie hypnotisiert von Herrn Durands gebietender Geste. Nach und nach beruhigte sich der alte Herr.

Er strich sich mit der Hand über die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Ich gestehe es wirklich, daß Sie mich jetzt für verrückt halten müssen.“

Er erhob sich schwerfällig. Ich wollte ihn stützen, doch er machte eine abwehrende Bewegung und humpelte auf eine alte Schatulle zu.

Er kramte darin und förderte einige Papiere zutage, kehrte zu seinem Lehnstuhl zurück, setzte sich und reichte mir die Papiere.

Als der alte Herr bemerkte, daß es mir schwer fiel, die verschnörkelte Schrift zu entziffern, griff er ungeduldig nach den Papieren und teilte mir den Inhalt mit:

— — — — — — — — — — —

„Fünftausend Francs jährlich hatte sich Fräulein Tardieux für ihre eigenen Person ausbedungen, um sich mit Herrn Durand zu verehelichen.

Was wußte er von Fräulein Tardieux? Nicht mehr als ich. Zufällig hatte er die Straße Saint Hephyrin passiert, war an der Kirche vorbeigegangen — drei Häuser weiter — das letzte Fenster im untersten Stockwerk, da hatte er sie gesehen.

Jung. Hübsch.

Ihr strahlender, etwas verwundert fragender Blick war dem seinen begegnet.

Kurz und gut, Herr Durand kannte keine Bedenken. Was wäre das Leben wohl ohne sie . . .

Er schrieb Worte, die das Herz ihm eingaben, so warm, wie er sie kaum geschrieben hatte, als er zwanzig Jahre alt war.

Als kluger und korrekter Mann berichtete er über seine Stellung; seine Geldverhältnisse und auch ganz ehrlich darüber, wie alt er sei, und daß er schwach auf den Beinen.

Die Antwort des Fräulein Tardieux blieb nicht aus.

Sie hatte aber erst Zeit benötigt, um sich mit ihrer Familie ihrem Notar und ihrem Gewissen zu beraten. Sie ging darauf ein, Frau Durand zu werden, unter den in den Papieren angeführten Bedingungen. Eine Abschrift derselben Vereinbarung war beigefügt, die Herr Durand mit seiner Unterschrift und einer notariellen Beglaubigung versehen, zurücksenden sollte.

Fräulein Tardieux war vorsichtig. Sie stand ziemlich einsam da und mußte ihren guten Ruf wahren. Nur falls Herr Durand den Beweis erbringe, daß er ehrliche Absichten habe, könne sie seinen Besuch empfangen.

Herr Durand bewies seine ehrlichen Absichten vollauf. Er ließ sich kaum Zeit zu reiflicher Ueberlegung. Er sicherte Fräulein Tardieux, seiner zukünftigen Ehefrau, das Verlangte zu

Alles dies erzählte mir Herr Durand ziemlich ruhig, aber seine Zusammenkunft mit Fräulein Tardieux blieb etwas unklar, verworren und unvollständig, ich mußte sie mir zusammenraten.

Als Herr Durand ausgeredet hatte, verließ ich ihn und ging nach der Saint Hephyrinstraße an der Kirche vorbei.

Das Wetter war trübe und im dritten Haus, von der Kirche gerechnet, war keine Gardine vor das Fenster im untersten Stock gezogen.

Ich blieb stehen.

Ich sah und sah. Ja — wo hatte ich eigentlich meine Augen gehabt? Die junge Dame dort, gewiß, ganz bestimmt, war nur ein schräg gestelltes Bildnis, etwas von der Wand abgerückt, halb dem Fenster zugewendet, dicht unter dem Faltenwurf der Gardine.

Tags darauf bat mich Herr Durand, Fräulein Tardieux einen Brief zu überbringen.

Erst weigerte ich mich, aber schließlich willigte ich ein. Es würde vielleicht doch recht interessant sein. Fräulein Tardieux zu sehen und zu sprechen.

Sie selbst öffnete die Tür. Sie war ungefähr so alt wie Herr Durand, hatte aber porzellanweiße Zähne, die vollkommen sichtbar wurden, wenn sie sprach. Ihre Stimme hatte einen scharfen Klang. Ihre knochigen Hände, die aus perlgestickten Pulswärmern hervorstachen, griffen spitz nach dem Brief. — Die Schriftzüge des Herrn Durand waren ihr offenbar bekannt. Sie gab mir den Brief mit ebenso spitzen Fingern wieder zurück, wie sie ihn bekommen hatte. „Das ist von Durand“, sagte die strenge, harte, etwas knarrige Stimme. „Sagen Sie Durand, was immer er auch schreiben mag, es nützt ihm alles nichts. Das Geld: Vierhundertundsechzehn Francs und siebenhundertsechzig Centimes erwarte ich, wie gewöhnlich. Pünktlich. Am ersten.“

Die Versuchung

Vor dem kleinen, mit Efeu und wildem Wein umrankten Häuschen steht Martens, der Eisenbahnwärter mit der entrollten Flagge in der Hand und erwartet den Zug.

Ein Lächeln erhellt seine harten, wettergebräunten Züge. Stolz strahlt in den noch immer feurigen Augen des ehemaligen Soldaten.

Er ist stolz und glücklich, Vater Martens. — Heute fährt sein Hermann, sein Junge, der Maschinist im Dienste der Eisenbahn ist, seine erste Lokomotive. — Wie wird er diese Prüfung bestehen?

Und dann, noch größere Freude erwartet ihn: Sie bringen den Erstgeborenen aus der jungen Ehe mit. — Der ehemalige Soldat lächelt glücklich, wenn er an das Kindchen denkt, für das schon eine hübsche Wiege bereit steht, dort an dem Fenster in der Sonne; wenn er schon die weichen Händchen des Kleinen an seinem grauen Schnurrbart ziehen fühlt; wenn er über das Glück nachdenkt, das Kind einen ganzen Monat bei sich halten zu dürfen. Aus seinem Sinnen aufgeweckt, wendet er plötzlich den Kopf. Was ist das? Ein Güterzug auf dem falschen Geleise und in der Ferne hört man schon das Rasseln des nahenden D-Zuges. Die Erde dröhnt . . . schon wird er sichtbar . . . da ist er . . . und mit Blitzesschnelle kommt er näher. Zu Tode erschreckt eilt der Vater, die rote Flagge schwingend, der Maschine entgegen, auf der er schon seinen Sohn zu erkennen glaubt.

Doch zu spät! — — —

Vergebens sucht der Maschinist die Lokomotive zum Stehen zu bringen, vergebens gibt er Gegendampf, die Schnelligkeit ist zu groß, und donnernd und dampfend rast das eiserne Ungetüm vorwärts . . . .

Der Wärter weicht zur Seite und schreit dem Sohne zu: „Spring ab! Spring ab!"

Aber Hermann Martens schüttelt den Kopf, er verläßt die Lokomotive nicht. Der furchtbare Zusammenstoß findet statt, und die Waggons schieben sich in- und aufeinder. Unter lautem Krachen platzt der große Dampfkessel, und unter den Augen des unglücklichen Vaters verschwindet der Sohn in der entsetzlichen Explosion, die alle Scheiben in der friedlichen Wohnung des alten Mannes zerschmettert. Hermann Martens hat nicht gezittert. Wie ein Soldat ist er gefallen, tapfer und treu auf seinem Posten den Tod erwartend.

*

Zwölf Jahre sind seit jenem unglücklichen Tage vergangen. Vor seinem Häuschen, dessen Giebelseiten ringsum von Efeu und wildem Wein umrangt sind, steht der Eisenbahnwärter mit der entrollten Fahne in der Hand und erwartet den kommenden D-Zug.

Aber sein Haar ist schneeweiß geworden, die früher so hellen Augen sind trübe und seine hohe Gestalt ist gebeugt. Doch lebt er noch, und am Nachmittag, wenn die Schule beendet ist, kommt ein Junge mit seinen Büchern unter dem Arm, öffnet den Schließraum und ruft: „Guten Tag, Großvater!"

Dann gleitet wieder ein frohes Leuchten über die ernsten Züge. Dieses Kind ist alles, was ihm von seinem geschwundenen Glück übrig geblieben ist.

Zwischen den zertrümmerten Wagen, unter denen damals die Leichen von Männern, Frauen und Kindern, verstümmelt, verkohlt und unkennbar lagen, fand er den Kleinen, wunderbar gerettet und lachend in seinen Windeln, die von dem Blute seiner Mutter befleckt waren. Er warf sich auf das Kind, wie ein Geizhals über seine Schätze und nahm es mit in sein Haus. Dort legte er den Knaben in die Wiege, die ere mit so großer Freude bereitet hatte. Und als er den Kleinen da liegen sah, friedlich schlummernd, da wurden seine brennenden Augen naß, und er weinte in tiefem Schmerze.

Dieses Kind wurde ihm nun sein Trost, seine Hoffnung und sein Leben! Ein rechter Sohn und Enkel eines Soldaten. War nicht sein Sohn auch ein Soldat, jener Tapfere, der auf seiner Lokomotive starb, wie ein Kapitän auf seinem Schiffe? Und wie klug der Junge war! Aber es war nicht die Mechanik, die ihn anzog; er stand nicht auf, um die Züge vorbeifahren zu sehen, und das Pfeifen der Lokomotiven ließ ihn nicht die Augen aufschlagen, wenn er damit beschäftigt war, das Leben eines berühmten Feldherrn zu lesen oder wenn er seine Bleisoldaten exerzieren ließ. Sein einziger Wunsch war, Soldat zu werden! — — —

Der alte Mann wurde besorgt und traurig gestimmt, ja, er warf unmutig die Türe zu, wenn der Klang der Trompeten und das Wirbeln der Trommeln jenseits des Bahndammes begann: dann war der Kleine nicht mehr zu halten, dann lief er hinüber, wo die Soldaten waren und blieb oft lange dem Hause fern.

Es ist zur Zeit der großen Herbstmanöver. Die Soldaten lagern auf der Heide, und während sie ausruhen und ihre Suppe kochen, schreitet ein Offizier dem Bahnwärterhäuschen zu. Ein noch junger Mann, aber mit frühzeitigen Furchen auf der hohen Stirne, mit greisem Haar an den Schläfen und einem traurigen Blick.

In freundlichem Tone fragt er den Kleinen, der ihm die Türe öffnet, und dessen Munterkeit und Unbefangenheit ihn zu interessieren scheint:

„Wie alt bist du denn, Kleiner?"

„Zwölf Jahre . . . . Herr Hauptmann!"

„Zwölf Jahre, so alt würde mein Junge jetzt auch sein."

Er seufzt und zögert, und den alten Bahnwärter erblickend der eben eintritt, und mit starrem Gesicht militärisch grüßt fragt er: „Sind Sie schon lange hier, guter Mann?"

„Jawohl, fast 25 Jahre, Herr Hauptmann!"

„Dann haben Sie wohl auch damals dieses große Eisenbahnunglück miterlebt?"

"Ja, ich bin der Vater des Maschinisten, der den D-Zug fuhr. Und dieses Kind hier ist sein Sohn . . ."

„Ohne es zu wollen, habe ich eine schmerzliche Erinnerung bei Ihnen aufgeweckt. Nehmen Sie es mir nicht übel, ich habe selbst Frau und Kind bei diesem Unglück verloren."

„Furchtbar," sagte der alte Mann, während das Kind den Offizier mitleidig ansah. Diese Teilnahme tat ihm wohl und der Hauptmann erzählte seine Geschichte.

Im heißen Afrika schwer verwundet, vernahm er erst bei seiner Rückkehr in die Heimat von dem Unglück, das ihn getroffen hatte. Es war ihm damals nicht gelungen, nähere Einzelheiten über den Unfall zu erfahren.

„Erinnern Sie sich noch vielleicht . . . . es ist schon so lange her . . . . einer jungen, schönen Frau mit einem ganz kleinen Kind? Es trug um den Hals ein Medaillon mit dem Namen und Datum seiner Geburt."

„Was fehlt dir, Großvater? Bist du krank?"

„Es ist nichts, gehe hinaus, spielen . . . ."

Unruhig sah der Kleine den alten Mann an, der da bleich und tief erschüttert neben ihm stand.

„Gehe hinaus, sage ich dir," und fast rauh führte er das Kind zur Türe. Dann stammelte er eine Entschuldigung: „Es ist die Stunde für den Zug . . . für den Dienst", und mit unsicherem Schritt wankte er nach dem Schließbaum. Der Offizier enternte sich, ohne weitere Fragen zu stellen, da er die Bewegung des Alten der frischen Erinnerung an das Unglück zuschrieb — — —.

*

Vor dem Häuschen an der Schranke steht der alte Bahnwärter mit der entrollten Flagge in der Hand, wieder den D-Zug erwartend.

Wie er dahingekommen, er weiß es selbst nicht, es glüht und hämmert in seinem Kopf. Er blickt, ohne zu sehen, er lauscht ohne zu hören. Nur ein Gedanke erfüllt seine Seele, der Gedanke an das Medaillon mit dem Namen und Datum, das im Hause bei anderen Sachen gut verwahrt liegt.

„Sollte es war, sollte es möglich sein?"

Das Kind, das er erzogen, gehegt und gepflegt hat, das seine Freude, sein Trost und sein Leben ist . . . das ist sein Enkel nicht? Warum sind ihm nun die Augen geöffnet? Warum durfte er nicht bis zum letzten Atemzuge sich in diesem glücklichen Irrtum befinden? Sein Herz bricht, wenn er daran denkt. Nein, nein, das darf nicht geschehen, der Knabe ist sein, er hat Rechte auf ihn. Er wird ihn an niemanden abtreten; er braucht nur zu schweigen, sein Geheimnis zu bewahren und alles bleibt beim Alten.

Eine kleine Hand legt sich in die seine.

„Bist du nicht mehr böse, Großvater?" Der Kleine schlägt seine freundlichen sanften Augen zu ihm auf.

„Sind Sie wieder besser, guter Mann?" fragte eine andere Stimme. An die Schranke gelehnt, wartet der Hauptmann auf die Vorbeifahrt des Zuges, des grausamen Zuges, der sein Lebensglück vernichtet hat. Er naht wie ein Blitz.

Er ist vorbei . . . und vorbei ist auch die „Versuchung" des Bahnwärters.

Und in dem Augenblick, da der Offizier, nichts ahnend von dem schweren Kampf, der soeben sich in der Seele dieses greisen Mannes abgespielt, ihm freundlich die Hand zum Abschied reicht drückt dieser plötzlich dem Hauptmann den Knaben in die Arme mit heiserer Stimme sagend: „Umarmen Sie ihn . . . . es ist Ihr Kind, das Sie tot glauben!"

Vater Martens, der in dieser Stunde seinem Herzen die schmerzlichste Wunde beibrachte, opferte mehr wie der Sohn, der auf der Lokomotive furchtlos und treu in den Tod ging . . . .

Die Hinrichtung

Von Richard Huelsenbeck.

Es handelt sich hier um drei ziemlich gleichgültige Menschen, deren einzige Besonderheit darin besteht, daß sie entfernt von aller Zivilisation und menschlich gewohnter Lebensführung im afrikanischen Busch ihrer Arbeit nachgehen. Namen tuen nichts zur Sache, wir wollen sie aber doch nennen, damit sich die Leser ein besseres Bild von den handelnden Charakteren machen können.

Nicht weit von den Quellen des Busu River, tief in Portugiesisch-Ostafrika lebten Frank Anderson, Gustav Heller und Bart Gulbranson als Farmer. Ob der Landbesitz der drei groß oder klein war, ließ sich nicht feststellen, jedenfalls steckte ihn kein Zaun ab, keine Wegmarke zeigte an, wo der Acker Andersons aufhörte und die Sisalpflanzung Hellers anfing. Die drei rodeten, pflanzten und bauten, wo es ihnen in den Sinn kam, sie einigten sich über notwendige Grenzen und Wege, aber immer hielt sie eine Art Gemeinschaftsgefühl zusammen. Nie zeigte sich in dieser Gegend ein Regierungsbeamter, die eingeborene Bevölkerung war feindlich und freundlich, ohne daß man sich allzusehr darum kümmerte. Die wilden Tiere kamen manchmal bis auf die Veranden der offenen Bungalos, man schoß sie, wenn man es für richtig hielt. Man ließ sie auch laufen, Löwen und Leoparden gehörten hier zum täglichen Leben so wie die tropischen Gewitter, die Moskitos und die Malariaanfälle.

Frank Anderson und Gustav Heller waren früher Elefantenjäger gewesen, Bart Gulbranson hatte eine unbestimmte Vergangenheit. Frank Anderson behauptete, er sei der Sohn einer portugiesischen Tänzerin und eines schwedischen Segelschiffsmatrosen, aber niemand konnte sagen, ob diese Behauptung der Wahrheit entsprach. Man war im Busch daran gewöhnt, nicht nach der Vergangenheit der Menschen zu fragen, mit denen man zusammentraf, und es galt als eine schwere Verletzung der Buschetikette, wenn man jemanden nach persönlichen Dingen aushorchte. Die drei Farmer hatten sich zufällig in dieser weltentlegenen Gegend kennengelernt. Man war ins Gespräch gekommen, hatte auf Gott, die Welt und die schlechte Jagd geschimpft und schließlich beim Kartenspiel eine gewisse Annäherung gefunden, die mit einer Art Freundschaft endigte.

Man traf sich vor allem in zwei wesentlichen Anschauungen, erstens darin, daß die Frauen nicht wert seien, über sie zu sprechen, und zweitens, daß nichts auf der Welt einem guten Whisky gleichkomme. Je mehr man sich aber einander näherte und durch die Arbeit verbunden fühlte, desto mehr Wert legte man auf die zivilisierende Wirkung des Kartenspiels. Man kam nach der Arbeit in einem der Bungalos zusammen und spielte alle Kartenspiele, die sich mit drei Partnern machen lassen. Dazu trank man und erhitzte sich in allgemeiner Weltanschauung, bis man das Leben im Busch ganz erträglich fand.

Frank Anderson und Gustav Heller einigten sich darüber, daß das Leben in nüchternem Zustand nicht wünschenswert sei. Bart Gulbranson nickte schweigende Zustimmung. Man verdoppelte die täglichen Whiskyrationen, ließ Feldbestellung und Sisalernte zum Teufel fahren und streckte sich schnarchend auf der Veranda aus. Frank Anderson kam eines Tages mit der betrunkenen Idee heraus, daß man sich im Busch ein Gesetz geben müsse. Nie käme ein Regierungsbeamter hierher, die Verhältnisse seien so, daß sie dringend einer gesetzlichen Regelung bedürften, und er sei unter allen Umständen dafür, daß man ordentlich in ein Notizbuch schriebe, was recht und unrecht sei. Gustav Heller, der gerade vollkommen betrunken war, stimmte aus vollem Halse zu, behauptete, sie bildeten einen kleinen Staat für sich und wenn die Einwohnerschaft dieses Staates auch nur aus drei Personen bestände, hätten sie als zivilisierte Gentlemen doch die Pflicht, nach einem geschriebenen und verbrieften Gesetzbuch zu handeln. Es sei ihrer unwürdig, weiterhin wie die Nigger ohne Schuld und Sühne in den Tag zu leben. Bart Gulbranson sagte diesmal nichts, ob er nüchtern oder betrunken war, ließ sich im Augenblick nicht feststellen, jedenfalls wurde unter ungeheurem Hallo Tinte und Feder geholt und der erste Paragraph des neuen Gesetzbuches zu Papier gebracht. Nach langem Hin und Her wurde festgestellt, daß in dem neuen Staate alles erlaubt sein müsse, man sei gewillt, sich der weitesten Nachsicht zu befleißigen, das einzige Verbrechen, das sofort und unnachsichtlich mit dem Tode bestraft werden müsse, sei das falsche Spiel. Frank Anderson brach in begeistertes Beifallsgeheul aus. Bart Gulbranson trank schweigend eine Flasche reinen Whisky aus, indem er sich in seinem Lehnstuhl so weit nach hinten legte, daß jeder normale Mensch dabei umgefallen wäre.

Gustav Heller stellte noch fest, daß das Todesurteil durch den Strang vollzogen werden müßte. Frank Anderson meinte, es käme dafür nur der alte Nußbaum vor seinem Bungalo in Frage, dessen Aeste für einen Galgen wie geschaffen seien.

Die Sache machte sich ganz von selbst. Je mehr man soff, desto mehr wuchs der Wunsch, den gewichtigen Paragraphen des Gesetzbuches, der eine Entscheidung über Leben und Tod gestattete, in die Wirklichkeit umgesetzt zu sehen. Es wurde immer mehr Whisky aufgefahren, die halbgeleerten Flaschen fielen unter den Tisch und ergossen ihren Inhalt über die Füße der Zechenden. Man begann von Jagd, Negern und Lebensgefahr zu erzählen. Man endete damit, daß man von Kartenkunststücken sprach. Schließlich brauchte man nur den Mund aufzutun, um dem Wunsch Ausdruck zu geben, daß es Zeit sei, ein Spiel zu machen.

Bart Gulbranson weigerte sich und damit war eigentlich schon über sein Schicksal entschieden. Gleichzeitig in beiden Köpfen, in dem von Frank Anderson und dem von Gustav Heller glomm eine unglaubliche Idee. Die Phantasie von einem Menschen, der an dem Nußbaum Andersons baumelte, begann Züge anzunehmen, die man kannte. Warum weigerte sich Bart Gulbranson, die Karten in die Hand zu nehmen? War das Schuldgefühl? Was wollte er damit sagen? Man mußte der Sache auf den Grund gehen. Wenn er sich jetzt weigerte, in einer Situation, die noch Reste der Feierlichkeit einer glücklich bestandenen Amtshandlung enthielt, so ließ das Rückschlüsse auf sein früheres Benehmen zu, die sehr verstimmten.

Es wurde noch mehr Whisky aufgefahren. Gustav Heller drang darauf, daß man Karten holte. Aus unverständlichen Gründen setzte Bart Gulbranson dem Verlangen einen eigensinnigen Widerstand entgegen. Trotzdem wurden die Karten gebracht. Eine neue Flasche Whisky. Noch eine. Dann sagte man Bart Gulbranson auf den Kopf zu, daß er seit Monaten, vielleicht seit einem Jahr, vielleicht schon so lange wie sie hier gemeinsam im Busch hausten, im Kartenspiel betrogen habe.

Es gab einen Tumult, es schien, daß Bart Gulbranson erbleichte, jedenfalls machte er eine sehr merkwürdige Bewegung, die man als Fluchtverdacht deuten konnte. Frank Anderson, der am schwersten betrunken war, drang darauf, an Ort und Stelle über Bart Gulbranson zu Gericht zu sitzen.

Bart Gulbranson brach in ein hysterisches Gelächter aus. Gustav Heller sagte kein Wort, holte einen Strick aus einem Schrank und versuchte Bart zu binden. Dabei fielen sie beide auf den Boden, am Ende gelang es Heller aber doch, Bart lag vom Strick umwunden, am Boden. Anderson und Heller stellten bei einer weiteren Flasche Whisky fest, daß die Schuld Bart Gulbransons erwiesen sei. Er sei ein Falschspieler; was das für ihn und sein Leben bedeute, sage der erste Paragraph des neuen Gesetzbuches mit aller Deutlichkeit.

Gustav Heller, der schon immer eine gewisse Energie für sich in Anspruch genommen hatte, erklärte, der ganze Fall könne nur dadurch zu Ende gebracht werden, daß man Bart Gulbranson an den Nußbaum vor Andersons Bungalow hängte. Frank Anderson nickte Beifall. — „Haben Sie noch etwas zu sagen, Angeklagter?" wandte sich Anderson mit schwerer Zunge an den stupid daliegenden Bart. Bart stotterte etwas und gab dabei einen Teil des Whiskys wieder von sich, den er im Verlauf von drei besoffenen Tagen zu sich genommen hatte.

„Scharfrichter walten Sie Ihres Amtes!" erklärte Anderson, der Sinn für feierliche Dinge hatte, mit tragisch geschwollener Stimme. „Ich werde ihn auf den Rücken nehmen und bis zu dem Baum schleppen," sagte Heller, „später, wenn ich nicht mehr kann, kannst du ihn dann einmal nehmen."

Der Weg bis zu Andersons Bungalow und dem besagten Nußbaum betrug zwei Wegstunden für einen flott schreitenden Mann. Nachdem Heller Bart zehn Minuten geschleppt hatte, konnte er nicht mehr. Anderson versuchte, den Delinquenten der Richtstätte näher zu bringen. Er mußte schon nach fünf Minuten seine Bemühungen aufgeben. Heller sagte: „Ich werde zurückgehen und einen Karren holen." Anderson meinte: „Das ist Unsinn, wir werden ihn fragen, ob er marschieren will." Er wandte sich an den vollkommen gleichgültig aussehenden Bart Gulbranson: „Willst du laufen, Bart? Wir können dich sonst nicht hängen, wie du es verdienst!" Da Bart so etwas wie ein Zeichen der Zustimmung von sich gab, nahmen sie ihn unter den Arm und schleppten sich alle drei mühsam fort.

Nach einer Stunde war Anderson so ernüchtert, daß er sagte: „Es ist eigentlich unsinnig, daß wir unseren dritten Pokerpartner an einen Baum hängen wollen. Mit wem sollen wir, wenn er tot ist, spielen? Was meinst du, Gustav?" Gustav Heller nickte gewichtig. Das war ihm aus der Seele gesprochen. „Willst du weiter leben, Bart?" wandte er sich an den Delinquenten Bart verneinte energisch, sie griffen ihm wieder unter die Arme und schleppten sich weiter. Nach einer halben Stunde sagte Anderson: „Es ist unerhört, daß du nicht weiter leben willst. Hast du gar keinen Sinn für die veredelnde Wirkung des Pokerspiels?" — Heller sagte: „Ich spreche den Angeklagten frei, er soll gehen, wohin er will." Bart sagte kein Wort, sie setzten sich auf das Gras der Steppe und sahen stumpfsinnig in den Tag.

Dann nahm sich Bart Gulbranson den Strick ab, strich sich den Schnurrbart und glotzte die beiden an: „Ihr seid die größten Esel, die mir in meinem Leben vorgekommen sind. We[illegible] nur so viel Verstand hättet wie der gewöhnlichste Henkersknecht, könnte ich jetzt schon in der Ewigkeit sein. So aber bin ich fast zwei Stunden von meinem Haus entfernt und muß nun zurücklaufen." Er sagte noch einmal aus Herzensgrund: „[illegible] Esel, Ihr verfluchten Esel!" Dann zog er sich den Hut in die Stirn, steckte die Hände tief in die Seitentaschen seiner Jacke und begann nach Hause zu stampfen. Frank Anderson und Gustav Heller blieben mit einem tiefen Seufzer zurück.